

Orgelbau rund um den Bodensee

Konstanz als Tagungsstadt der 56. Internationalen Orgeltagung 2008 ist der Mittelpunkt der heute so genannten Euregio Bodensee. Nirgendwo sonst in Europa hat sich um einen Binnensee ein Kulturraum von solcher Ausstrahlung wie um den Bodensee gebildet. Er verbindet die heutigen Anrainerstaaten Deutschland, Österreich und die Schweiz kulturell wesentlich stärker als er sie politisch trennt. Er ist Teil einer Kulturachse entlang des Rheins von Österreich bis in die Niederlande mit Direktverbindungen nach Italien, Burgund und über die Donauachse in alle Teile Mitteleuropas.

Landschaft und Geschichte

Es war der riesige Eisstrom des Rheingletschers, der das tiefe Seebecken des Obersees mit seinen Zweigbecken des Überlinger und Unter-Sees in das Vorland grub und nach der Klimaerwärmung mit seinen Schmelzwässern füllte. Das günstige Bodensee-Klima, das z. B. die herrlichen Blumengärten auf der Insel Mainau ermöglicht, profitiert von der südlichen Lage, der schützenden Umgebung und der Wärmespeicherung des Sees, was natürlich die frühe Besiedlung der Uferregion und der umliegenden Moränenlandschaft ermöglichte.

Auf die jungsteinzeitliche Besiedlung folgten später die Kelten, im 1. Jahrhundert nach Christus die Römer, bis schließlich im 3. Jahrhundert germanische Alemanen einwanderten. Der Begriff „Les Allemands“ blieb in der französischen Sprache lebendig als Bezeichnung für die „Deutschen“. Im Frühmittelalter entstand das Herzogtum Schwaben vom Kamm der Schweizer Zentralalpen bis zum unteren Neckar, das noch heute an der typisch schwäbischen Mundart mit ihren oft sehr unterschiedlichen landschaftlichen Dialekten durchscheint und erkennbar ist.

Die kulturelle Entwicklung erhielt neue Impulse während der fränkischen Herrschaft durch die Christianisierung. Die ersten Missionsstationen und Klöster entstanden schon im 6. Jahrhundert, um 590 wurde das Bistum Konstanz gegründet, das etwa dem Herzogtum Schwaben entsprach. Die Klöster in St. Gallen und auf der Reichenau, 720 bzw. 724 gegründet, wurden zu bedeutenden Missionszentren und Pflegestätten christlicher und römisch-germanischer Kultur. Sie waren auch die leuchtenden Vorbilder für zahlreiche weitere Klostergründungen, so dass das Bistum Konstanz nicht nur das größte, sondern auch das klösterreichste von ganz Deutschland war.

Konstanz war von 1414 bis 1418 Tagungsort des 16. allgemeinen Kirchenkonzils, an dem fast alle damaligen Autoritäten aus Kirche, Politik und Wissenschaft teilnahmen. Damals wurden zwei Päpste (Johannes XXIII. und Benedikt XIII.) abgesetzt und in Konstanz der neue Papst



Abb. 1 Konstanz, Münster: Orgelprospekt von Hans Schentzer, Meersburg, 1515–23, später erweitert. Werk Johannes Klais, Bonn, 1955, IV/63.

Martin V. im Konklave von 23 Kardinälen gewählt. Der als Ketzer verurteilte böhmische Reformator Jan Hus wurde hier nach Reichsrecht vor den Toren der Stadt verbrannt. Im 16. Jahrhundert verlor Konstanz seine politische Bedeutung, das Schicksal verwehrt den Anschluss an die Schweiz, die Reichsfreiheit ging verloren, nach Einführung der Reformation verlegte der Bischof seinen Hof nach Meersburg, und unter Habsburg wurde Konstanz zur Grenzstadt, immerhin an einem strategisch außerordentlich wichtigen Rheinübergang.

Blickt man etwa auf eine historische Landkarte des 18. Jahrhunderts, die die Anrainer des Bodensees nach ihren Territorialherrschaften zeigt, so fällt auf, dass es am Nord- und Südufer des Sees ganz verschiedene politische Entwicklungen gegeben hat. Auf der deutschen Seite mit der längeren Uferstrecke drängen sich viele kleine Territorien wie ein Fleckenteppich um den See: das Bistum Konstanz, die Reichsstädte Überlingen, Ravensburg und Lindau, der Deutsche Orden, reichsritterschaftliche Gebiete, die Fürstentümer Fürstenberg und Habsburg mit Vorderösterreich, das sich zwischen Vorarlberg und dem Breisgau erstreckte. Am Südufer hatte sich die seit 1648 selbständige, eidgenössisch verfasste Schweiz mit den Kantonen Thurgau, St. Gallen und Appenzell schon früh etabliert.

Hatte die territoriale Zersplitterung des Landes nach der Reformation auch harte kriegerische Auseinandersetzungen zu bestehen, so brachte der Wiederaufbau nach dem 30-jährigen Krieg einen ungeahnten Aufschwung, in dem sich die nach französischem Vorbild absolutistischen welt-



Abb. 2 Ehem. Klosterkirche Neu St. Johann. Orgelprospekt von Joh. Michael Grass, 1779, Werk unter Verwendung alter Register 1988 rekonstruiert durch Späth Orgelbau-Team, Rapperswil, III/40.

lichen Herrschaften und geistlichen Reichsprälaten einen barocken Prunk zulegten, der häufig ihre Wirtschaftskraft überstieg. Insbesondere die geistlichen Stifte und Klöster Schwabens, die im Gegensatz etwa zu Franken vielfach reichsunmittelbar waren, also nur dem Kaiser unterstanden, brachten es hier zu künstlerischen Spitzenleistungen auf engstem Raum, die noch heute das Ziel ganzer Touristenströme sind.

Mit der Auflösung und Säkularisation der geistlichen Staaten und Besitzungen 1803 kam es bis 1815 zu einer ‚Flurbereinigung‘, indem die rechtsrheinischen Territorien zum Großherzogtum Baden zusammengeschlossen wurden, das von Konstanz bis Wertheim am Main reichte. Das Königreich Württemberg, schon seit der Reformation evangelisch geworden, erhielt die katholische oberschwäbische Klosterlandschaft südlich der Donau und einen Zugang zum Bodensee. 1805 bekam auch Bayern mit Lindau eine direkte Anbindung an das „schwäbische Meer“. Österreich verlor seine Besitzungen im Breisgau; Vorarlberg und Bregenz bilden seitdem die Westgrenze. Nur eine der damals festgelegten Landesgrenzen spielt heute keine Rolle mehr, die Grenze zwischen Baden und Württemberg, die nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem Bundesland zusammengefasst worden sind.

Entwicklung des Orgelbaus in der Bodenseeregion

Der Bodenseeraum ist auch für die allgemeine Orgelgeschichte von Bedeutung, weil sich hier die ältesten Zeugnisse kirchlicher Orgelkultur finden lassen. Bereits im 9. Jahrhundert soll es Orgeln in den Klöstern Reichenau (um 820) und St. Gallen gegeben haben. Sicher bezeugt sind die Orgeln des Mönchs (Konrad) Aaron im Münster zu Konstanz 1130 und in der Abtei Petershausen für die Jahre 1127 und 1164. Weitere Orgelnachweise gibt es für Feldkirch St. Nikolaus (um 1300), Basel (1303 und 1404), Stein am Rhein (1384), Zürich, Großmünster (vor 1408), Ulm, Münster (1439), Salem: „majus organum, 28' [Fuß] 4 Spannen Umfang“ (1441), Säckingen, St. Fridolin (1484), St. Blasien und St. Trupert (1488) und St. Gallen (vor 1490).

Ingeborg Rücker hat schon 1940 in ihrer Dissertation „Die deutsche Orgel am Oberrhein um 1500“ dargestellt, dass der Oberrhein die Heimat einer in ganz Deutschland einzig dastehenden Orgelkunst war, die von hier aus bis in die Niederlande, nach Nord- und Mitteldeutschland ausstrahlte. Ab dem 15. Jahrhundert werden auch die Namen von Orgelbauern bekannt: Konrad von Waldshut 1426 in Fribourg; Konrad Sittinger aus St. Blasien 1479 in Zürich. Hans Tugi von Basel mit Werken in Basel (1482), Konstanz



Abb. 3 Bludesch, kath. Pfarrkirche Hl. Jakobus. Orgel von Josef Bergöntzle, Ammerschwihir, 1804, II/21.

(1489), Mainz (1496), Zürich (1506), Colmar (1513) und Biel (1518) baute bereits registrierbare Orgeln („die Register im Manual einzeln abziehbar“) mit den wahrscheinlich frühesten Exemplaren des Registers Hörnle/Sesquialter, das zu einem „Leitfossil“ des älteren südwestdeutschen Orgelbaus werden sollte. Seine Dispositionen setzten sich freilich noch weitgehend aus Principalstimmen zusammen, Zungenstimmen fügte er erst später ein.

Die Renaissance-Orgel

Bedeutender als Tugi war zweifellos Hans Schentzer in Meersburg, der aus Stuttgart stammte und zeitweise mit Aufträgen überhäuft war. Werke von ihm standen in Konstanz, Straßburg, Bischofszell und Meersburg, sein schöpferisches Wirken gilt als schulebildend in der Region. Sein bedeutendstes Werk war die Orgel im Münster zu Konstanz, die er 1515/23 errichtete. Michael Praetorius zählte sie in seinem Werk „Syntagma musicum II, De Organographia“ (1619) zu den „vornehmen Orgelwerken“ in Deutschland. Er schreibt: „Die Orgel zu Cöstnitz sol ein groß gantz Werck seyn: Der erste Organist hat Hans Bucher geheissen / der jetzige Johann Deutlein. Hat über 3000. Pfeiffen und 70. Register. Die gröste Pfeiffe wigt mehr denn 3. Centner / und ist 24. Schu lang. Auff der Lehnen vmbher stehen 14.



Abb. 4 Fischingen (Schweiz), Klosterkirche. Orgel von Johann Georg Aichgasser, Überlingen, 1763, II/33.

Engel / haben rechte Pfeiffen / so mit eingehen. Der Blassbälge sind 22. ein jeder 10. Schuch lang / vnd 4. Schuch breit: Das Leder kostet mehr als 200. gute gülden.“* Die Disposition hatte Praetorius nicht in Erfahrung bringen können.

Überliefert ist jedoch der Orgelbauvertrag für St. Gallen vom 6. Oktober 1511. Aus dem penibel abgefassten Text ist die Disposition zu entnehmen (s. S. 6).

Glücklicherweise ist im Konstanzer Münster U. L. Frau die außergewöhnlich schöne Westempore mit neun musizierenden Engeln an der Maßwerk-Brüstung und der raumfüllende Renaissance-Prospekt der Schentzer-Orgel, wenn auch stark verändert, erhalten. Der mittlere Teil des sieben teiligen Flachprospekts ist mit den Kandelabersäulen und den exzellent gearbeiteten Schleiern (mit Ausnahme der Pfeifen) authentisch und neben dem gleichzeitigen Renaissance-Prospekt in Augsburg, St. Anna, das beste Beispiel dieses Stils. Die Seitenteile und das Oberwerk gehen auf spätere Veränderungen zurück, denn die Orgel hatte ursprünglich bemalte Flügel (Abb. 1).

Der nachreformatorische Orgelbau

In Konstanz wirkte auch Ruprecht Eckstetter, der die Chororgeln für St. Gallen, das Münster seiner Heimatstadt, und Kaysersberg im Elsass baute und 1527 starb. Nach der Reformation, die sich auf beiden Seiten des Bodensees durchsetzte, fielen der als „Bildersturm“ bekannten Bewegung verschiedene Orgeln zum Opfer, die meisten aber wurden nur stillgelegt oder entfernt. Während sich der „Orgelverzicht“ in der reformierten Schweiz über fast drei Jahrhunderte erstreckte, war der „Orgelsturm“ und die Zwinglische Reformation in den betroffenen süddeutschen Landesteilen nur von kurzer Dauer, weil von den

* A. a. O. S 161 f. ◊ Cöstnitz – Konstanz. ◊ Bucher – Buchner.

St. Gallen, Benediktinerabtei
Vertrag mit Hans Schentzer, 1511

[HAUPTWERK] · F–a²

Principalflöte
ain Octaff darüber
die nächst Octaff darüber
ain groß zimel
ain klain scharpff lieblichs zimel
ain gutten scharpffen großen hindersatz
krombhörner ain octaff größer als das principal
Zingken
die holflöte

[RÜCKPOSITIV] · F–a²

Principalflöte von kurzer mensur
ain gigli
ain hörnli
ain hörnli mit der quart
holflöten
schällnpiffen
zimel
hindersatz
schwegli
ain quint dazu

PEDAL · F–a, b, c¹

Principalflöte
krombhörner
die nächst octav über dem Principal
das zimel
hindersatz
holflöten oder einen zincken dafür, doch ein octaff
kleiner als das principal
posaunen als groß als das principal
orgelfreundlichen Lutheranern auf der deutschen Seite die
Orgelbautradition nicht nennenswert unterbrochen wurde.

Der bedeutendste Meister in dieser Zeit war zweifellos der wohl aus Rothenburg ob der Tauber stammende Orgelbauer Jörg Ebert in Ravensburg mit Werken in Luzern (1534), Freiburg, Münster (1545, II/16), Überlingen (1548, II/13), Ravensburg, Weißenau und Ottobeuren. Im Auftrag des Kaisers Ferdinand schuf er die als Klangdenkmal erhaltene Orgel in der Hofkirche zu Innsbruck (1558–61) und arbeitete in Prag an der Vollendung der Domorgel.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entwickelte sich der schwäbische Orgelbau in zwei Richtungen mit Schwerpunkten in Nordschwaben mit Augsburg und in der Alpenregion zwischen Oberbayern und Südschwaben. Der Bodensee geriet dabei an den Rand, so dass nun Orgelbauer wie Anton Neuknecht († um 1610) von Bayern her oder Daniel Hayl aus dem Allgäu im Bodenseeraum tätig wurden. Hayl baute u. a. 1595 die Hauptorgel der Benediktinerabtei Rheinau. In die Bodenseeregion zog es auch Aaron Riegg (1573–1654) aus Memmingen, der von der Nordostschweiz bis Oberschwaben arbeitete.

Im 30-jährigen Krieg wurden viele Kirchen und Orgeln zerstört oder beschädigt. Obwohl es viel Arbeit für



Abb. 5 Unterzell (Reichenau), St. Peter und Paul. Orgel von Johann Baptist Lang, Überlingen, 1783, I/11.

die Orgelbauer gab, war der Wiederaufbau mühsam. Jetzt konnten die vom Krieg nicht betroffenen Orgelbauer aus der katholischen Schweiz oder aus dem Oberelsass wie Johann Christoph Pflieger (1602– um 1670), Jacob Aebi (1612–1688) oder Nicolaus Schönenbühl (um 1600–1668) am Hochrhein und um den Bodensee tätig werden.

Die Barockorgel

Inzwischen hatte auch ein Klärungsprozess im Orgelbau den Klangstil des Instruments weiterentwickelt. Mit der Abkehr vom Spaltklang-Prinzip der Renaissance-Orgel rückte der Principalchor in den Mittelpunkt, die Zungenstimmen verloren an Bedeutung, überlebten praktisch nur im Pedal, dafür gewannen die verschiedenfarbigen Flöten an Bedeutung, der Orgelklang wurde runder, festlicher, einfach barocker. Das neue Klangideal drang jetzt nicht nur in immer mehr Kirchen auch kleinerer Gemeinden vor, sondern verdrängte auch die alten Werke aus den Kloster- und Stiftskirchen. Als Klangbeispiel für eine einmanualige Orgel, wie sie damals auf dem Lande üblich waren, kann die Orgel der Stadtpfarrkirche St. Gallus zu Bregenz gelten, die der eigentlich noch ganz unbekannte Orgelbauer Michel Schnitzer aus Konstanz 1650 vorgeschlagen hat.

Bregenz, St. Gallus

Entwurf von Michel Schnitzer, 1650

MANUAL

Principal	8'	Mixtur 4f.	2'
Octav	4'	Zimbel	1/2'
Quint	3'	Copel	8'
Superoctav	2'	Flöte	4'

PEDAL

Subbaß doppelt (16' + 8') – Tremulant –



Abb. 6. Salem, Dreifaltigkeitsorgel auf der Westempore. Prospekt von Karl Joseph Riepp, Ottobeuren, 1769–1772.

Von besonderer Bedeutung wurde die Orgelbauerfamilie Leo/Leu in Augsburg, Memmingen und Bremsgarten, deren Vertreter auch tüchtige Instrumentenmacher waren. Christoph Leu der Ältere (um 1640 – um 1710) zog gegen 1680 von Augsburg, wo er keine Arbeit fand, nach Lindau, später nach Memmingen. Seine Orgel in Rot an der Rot

(1669/71, II/14) empfahl ihn für Aufträge von Oberschwaben bis in den Kanton St. Gallen. Der Denkmalprospekt in Schussenried (1683) geht auf ihn zurück. Der älteste Sohn Johann Christoph Leu (1675–1749), der sich gerne mit Titeln schmückte, war der Erbauer der großen Orgel in Rheinau (1711/15, III/36), die noch erhalten ist. Der jün-

Rheinau, Kirche des Benediktinerklosters
Johann Christoph Leu, 1711–15

MANUAL		RÜCKWERK		OBERWERK		PEDAL	
Principal	8'	Principal	4'	Coppel	8'	Principal	16'
Octav	4'	Superoctav	2'	Octavflöte	4'	Subbaß	16'
Quint	3'	Quint	1½'	Flöte	4'	Octav	8'
Superoctav	2'	Mixtur 2f.	1'	Flöte	2'	Octav	4'
Mixtur 4f.	1'	Zymbal 2f.	1½'	Sedecima		Quint	3'
Zymbal 3f.	1½'	Sedecima	1'	Geygenregal		Mixtur 6f.	2'
Hörnle 2f.	1'	Coppel	8'			Posaun	8'
Sedecima	1'	Flöte	4'				
Coppel	8'	Nachthorn	4'				
Spitzflöte	8'	– Tremulant –					
Salicinal	8'						
Rohrflöte	4'						
Fagott	8'						

Vogelgesang, Manualkoppel, umlaufender Stern, Windventil.



Abb. 7 Rot a. d. Rot, ehem. Klosterkirche. Orgel von Johann Nepomuk Holzhey, Ottobeuren, 1793, III/36, restauriert durch Johannes Klais, Bonn, 1986–89.

gere Sohn Leonhard Gottlieb (1678–1754) wurde Bürger in Bremgarten/Aargau und baute zahlreiche Orgeln in der Nordschweiz. Sein Hauptwerk wurde die Münsterorgel in Bern. Die Hauptorgel von Rheinau verkörpert bereits den Stil der schwäbischen Hochbarockorgel.

Der Bodenseeraum eignete sich ideal zum Austausch der Ideen unter den Orgelbauern, so dass sich einzelne Meister landschaftsübergreifend betätigen konnten. Aber das führte nicht zu einem Einheitsstil, sondern zum Wettbewerb und zur Vielfalt, weil sich die Anrainer mit ihrem jeweiligen Hinterland entwickelten, so dass es zur regionalen Differenzierung kam.

Lokale Werkstätten in der Nordostschweiz

Seit dem 17. Jahrhundert entstanden auch in der Schweiz regionale Orgelbauzentren. Den vier Generationen der Orgelbauerfamilie Bossart in Baar verdanken wir bedeutende Instrumente; vom Stammvater Joseph Bossart (1665–1748) die prachtvolle Orgel in St. Urban und die (nicht erhaltene) liegende Chororgel von Weingarten (1722, I/14); vom Sohn Viktor Ferdinand (1699–1772) die Chororgeln in der ehemaligen Klosterkirche Muri, im Kloster Einsiedeln und in der Kathedrale St. Gallen, um nur die wichtigsten zu nennen.

Johann Konrad Speisegger (1699–1781) in Schaffhausen war wichtiger Repräsentant der reformierten Seite

des schweizerischen Orgelbaus. Er baute Positive für die Musikkollegien und Orgeln für beide Konfessionen, als nach 1750 die Wiedereinführung der Orgel in die reformierten Kirchen in Gang kam. Ein Zuwanderer aus dem böhmischen Kutteneberg war Johann Jacob Bommer († 1775) im thurgauischen Weingarten, von dem z. B. die Orgel in St. Katharinenthal (1736) stammt. Sein Schwiegersohn, der gebürtige Vorarlberger Johann Michael Grass (1746–1809) ließ sich in Lommis im damals schon eidgenössischen Thurgau nieder und baute mehrere Orgeln für die Fürstabtei St. Gallen. Von ihm stammt die Orgel der ehemaligen Klosterkirche Neu St. Johann von 1779 (Abb. 2). Aus Dinkelsbühl kam Jacob Philipp Bouthillier (1710–1781), der es zu bedeutenden Aufträgen in Einsiedeln und im Kanton Schwyz brachte.

Eine schweizerische Besonderheit waren die Hausorgeln, vor allem im Toggenburg, wo Vater Wendelin Looser (1720–1790) und Sohn Joseph (1749–1822) zwischen 1750 und 1820 ihre unverwechselbaren Instrumente schufen. Davon zu unterscheiden sind die Emmentaler Hausorgeln. Generell waren Positive in den vermögenden Bürgerhäusern der Schweiz bis ins ausgehende 18. Jahrhundert außerordentlich weit verbreitet, Prozessionsorgeln in vielen katholischen Kirchen keine Seltenheit. Außer den professionellen Orgelbauern stellten auch viele Amateure, hauptsächlich orgelbaukundige Lehrer und Organisten, solche Instrumente her.

Lokale Werkstätten in Vorarlberg

Das westlichste Bundesland Österreichs war schon immer dem Gefälle seiner Flüsse folgend zum Bodensee orientiert. Die Abtei Mehrerau wie auch die Städte Bregenz, Dornbirn und Feldkirch pflegten Kontakte zu ihren Nachbarn in St. Gallen, der Reichenau oder den Städten am Seeufer. So hatten die Stadtkirchen von Bregenz und Feldkirch schon in vorreformatorischer Zeit Orgeln, und im 17. und 18. Jahrhundert waren fast alle Kirchen des Landes mit Orgeln ausgestattet. Der entstandene Bedarf an Orgeln konnte weitgehend durch einheimische Werkstätten gedeckt werden: In Rankweil arbeitete Matthäus Abbrederis (1652 – um 1725), der sich ab 1690 ein weites Arbeitsfeld vom Allgäu bis in die Nordschweiz eroberte. Etliche seiner Werke sind in der Schweiz erhalten und an ihren charakteristischen, mit Flügeln versehenen Prospekten leicht erkennbar. Am bekanntesten wurde die Orgel in Pfäfers. Nachfolger in Rankweil waren Mitglieder der Orgelbauerfamilie Amman, von der nur Johann Liberat (1726–1797) eine gewisse Bedeutung erlangte. In Feldkirch wirkten Johannes Allgäuer (1704–1778), der vielleicht mit den Allgeyers im Ellwängischen verwandt ist, und Josef Lochner, von dem eine Orgel in Zerneuz/Graubünden erhalten ist. Ein „Grenzgänger“ aus Stiefenhofen in Bayern war Johann Hauber (1697–1765), der sich in Bregenz einbürgern ließ. Die Originalgestalt seines durch moderne Verbreiterung veränderten Orgelgehäuses in Lindau, St. Marien, konnte sich an Eleganz mit den besten süddeutschen Prospekten messen lassen.

Wichtig wurden für das Land auch auswärtige Meister, wie Josef Gabler aus Ochsenhausen, der in Bregenz, St. Gallus, 1768 vor seinem Tod eine Orgel erstellte, von der nur mehr der Prospekt erhalten ist, und Josef Bergöntzle (1754–1819) aus Ammerschwyr im Elsass, dessen Orgel in Bludesch von 1804 (Abb. 3) deutlich elsässisch-französische Züge trägt.

Ein äußerst seltenes und kostbares Instrument der Renaissance hat sich im Schloss Hohenems erhalten, die so genannte Baldachin-Orgel, ein Tischpositiv in der Form eines Reliquienschreins, der an vier Seiten mit kostbaren Schnitzereien geschmückt und mit einem Runddach bedeckt ist. Der etwas vorstehende Sockel enthält die Windlade und trägt die Tastatur; an der Rückseite können zwei Keilbälge angeschlossen werden. Zwei weitere Instrumente dieser Art befinden sich im weiteren Umkreis, nämlich auf Schloss Churburg in Südtirol (1559 Michael Strobel) und im Museum Chur (aus Jenaz in der Schweiz). Dieser exzellente Positivtyp war zwar einmal im Habsburgerreich weiter verbreitet (Spanien, Mexiko), scheint aber in der Alpenregion entstanden zu sein.

Das Allgäu und Oberschwaben als Orgelbauzentrum

Es bleibt eine merkwürdige Tatsache, dass im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, als die Bau- und Ausstattungskunst der Barockzeit (besonders im Voralpenland) ihren Höhepunkt erreichte, auch ein verstärkter Zulauf zum Orgel-

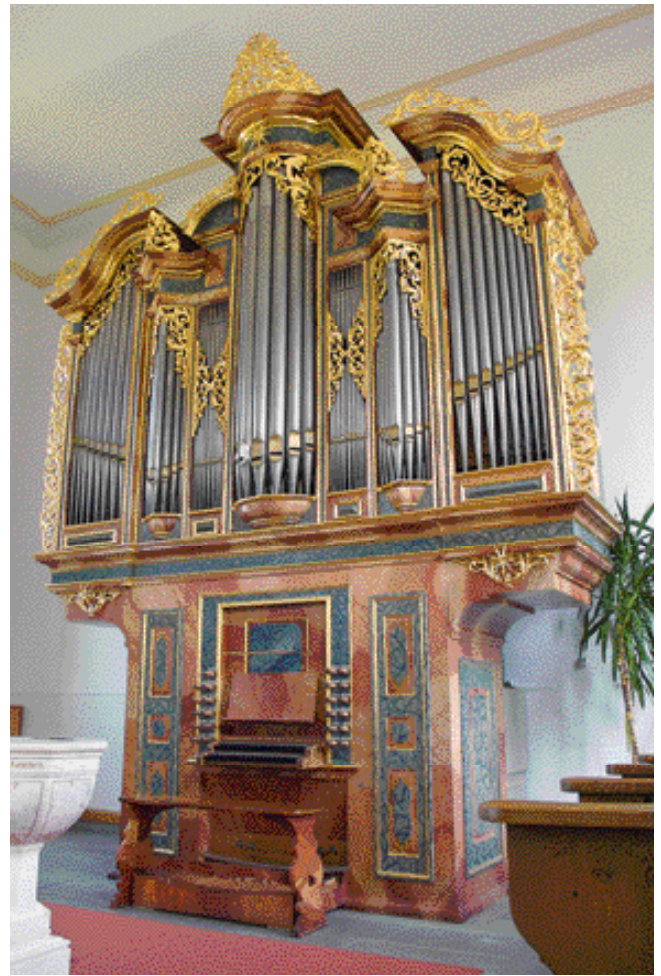


Abb. 8 Sitzberg, evang. Kirche. Orgel von Georg Friedrich Schmahl, Ulm, für Laichingen (Württ.) gebaut. 1958 Rekonstruktion und Erweiterung durch Metzler und Söhne, Dietikon, II/22.

bauerberuf einsetzte. Die Jahrgänge ab 1700 sind gerade im schwäbisch-oberschwäbischen Bereich besonders stark vertreten.

Johann Michael Biehler (um 1687–1756) in Konstanz fertigte 1740 eine Orgel für die Schlosskirche auf der Mainau. Von ihm stammen auch die ansehnlichen Prospekte in Isny, St. Georg (II/24) und Bad Säckingen (II/30).

Johann Georg Aichgasser (1701–1767) in Überlingen baute Orgelwerke zwischen Bodensee und der oberen Donau und auch die Orgel im schweizerischen Fischingen von 1763 (Abb. 4). Ihm folgte sein Schüler Johann Baptist Lang (1747–1816), dessen Prospekte einen eigenen Charakter haben, z. B. die Denkmalorgel in Niederzell (Unterzell) / Reichenau von 1783 (Abb. 5).

Josef Gabler (1700–1771) in Ochsenhausen versuchte nach seiner Ausbildung sein Glück in Mainz, reüssierte aber erst in seiner Heimat erfolgreich. Als Erbauer der Klosterorgeln von Ochsenhausen (1728/33, IV/49), Weingarten (1737/50, II/22 und IV/63), Zwiefalten, Chororgel (1753/55, II/23) und Maria Steinbach (1755/59, II/24), um nur die wichtigsten zu nennen, erwies er sich unübertroffen

als Gehäuseschreiner, als Meister kühn konstruierter Trakturen und ausschweifenden Klangfarbenreichtums. Ohne das Vertrauen, die endlose Geduld und die Mittel seiner klösterlichen Auftraggeber hätte er diese künstlerischen Kraftakte wohl nicht geschafft; denn er war im Grunde ein einsamer Künstler, der seine genialen Ideen wohl allein aus dem künstlerischen Umfeld seiner schwäbischen Heimat bezog.

Jacob Hör (1702–1741) konnte sich neben Gabler durchaus in Ochsenhausen halten und einige nicht unbedeutende Orgeln erstellen; denn Gabler lief mit seinen Groß- und Langzeitaufträgen gewissermaßen außer Konkurrenz. Hör starb sehr früh, der Gabler-Schüler Josef Laubeck (1713–1770) führte die Werkstatt fort. Laubecks Schwiegersohn Josef Höß (1745–1797), dessen Chororgel in Ochsenhausen wieder erklingt, hat ein ganz beachtliches Œuvre zwischen Neresheim über Nördlingen, Kaisheim, Biberach bis Lindau-Aeschach hinterlassen, von dem außer Dischingen (1782, II/17) nur wenig erhalten ist.

Der Gabler-Schüler Gottfried Maucher (um 1740–1828) machte sich 1772 in Konstanz selbständig, hatte aber kaum noch die Möglichkeit, neue Orgeln zu bauen; er musste nach der Säkularisation – sicherlich schweren Herzens – manche Klosterorgel abbrechen und an ihren neuen Standort transferieren.

Karl Joseph Riepp (1710–1775) aus Eldern bei Ottobern kehrte seiner schwäbischen Heimat zunächst den Rücken und wandte sich über das Elsass nach Frankreich, um sich in Dijon als Orgelbauer und Weinhändler niederzulassen. Sein Hauptarbeitsgebiet war Burgund, die besten Werke erstellte er ab 1755 in seiner schwäbischen Heimat: Ottobern (1757/66, Heilig-Geist-Orgel II/27 und Dreifaltigkeits-Orgel IV/49) und Salem, 3 Orgeln (Liebfrauenorgel 1766/68, III/43; Dreifaltigkeits-Orgel 1772, III/45, Abb. 6; Tabernakel-Orgel II/34). Während die Ottoberner Orgeln erhalten sind, wurde die Salemer Orgeltrias auseinandergerissen. Die Liebfrauenorgel kam nach Winterthur in die ref. Stadtkirche, die Tabernakel-Orgel nach Überlingen (Werk verschollen) und Konstanz, St. Stephan (Gehäuse).

In der Tradition Riepps stand sein Mitarbeiter Johann Nepomuk Holzhey (1741–1809) in Ottobern, der seiner Herkunft nach wahrscheinlich in der mittelschwäbischen Sinnacher-Werkstatt in Tussenhausen-Angelberg ausgebildet wurde. 1766 heiratete er in die bestehende Hofer-Zettler-Werkstatt in Ottobern ein und entwickelte sich zum „berühmtesten Orgelmacher in Schwaben“, der den schwäbischen Orgelbau am Vorabend der Säkularisation noch einmal zur Hochform auflaufen ließ. Zwischen Neresheim und Seewies im Prättigau/Schweiz standen seine Werke, die bedeutendsten in Oberschwaben und dort auch erhalten: Ursberg (1777, II/26), Obermarchtal (1782/84, III/41), Weibenau (1784/86, III/36), Rot a. d. Rot (1793, III/36, Abb. 7) und Neresheim (1794/97, III/48).

In Aitrang bei Marktoberdorf/Allgäu hatte sich um 1670 der Orgelbauer Marx Ehinger († um 1706) niedergelassen und die Werkstatt an seinen Sohn Georg (um 1670–1744)



Abb. 9 St. Gallen, Linsebühlkirche. Orgel von Friedrich Goll, Luzern, 1897, III/38.

weitergegeben. Als dieser kinderlos starb, überließ er das Geschäft seinem Neffen Balthasar Freüwiß (1713–1783), der aus Alberschwende/Vorarlberg stammte. An ihn erinnern einige außergewöhnliche Orgelprospekte (Rottenbuch) im östlichen Allgäu und die Denkmalorgel in Irsee (1752/54, II/30). In das Ostallgäu gehören noch die Orgelbauer Georg Hörterich (1705–1770) in Dirlwang, Andreas Jäger (1704–1773) in Füssen und Johann B. Kronthaler (um 1700–1773) in Kaufbeuren.

In Hayingen, einem kleinen Städtchen in der fürstenbergischen Exklave neben den Reichsabteien Zwiefalten und Marchtal, schon weit im Norden auf der Albhöhe gelegen, gab es seit etwa 1700 eine Orgelbauwerkstatt. Wohl von Urban Reitter (1672–?) begründet, wurde sie von seinem Vetter Ägidius Schnitzer (1693 – nach 1748) fortgesetzt; hier arbeitete auch Joseph Martin (ca. 1740 – vor 1807), der als Schüler Gablers gilt und 1772/77 die Hauptorgel von Zwiefalten (IV/64) errichtete, die 1811 in die Stiftskirche von Stuttgart gelangte und dort 1944 verbrannte. Mit seinem unbedeutenden Stiefsohn Anton Hechinger (1755–1835) endete diese Tradition in Hayingen.

Eine Orgel des Ulmer Orgelbauers Georg Friedrich Schmahl hat sich in der Schweiz erhalten. Gebaut wurde sie 1739–40 für Laichingen in Württemberg. 1869 wurde sie in die Schweiz verkauft, in Stein am Rhein aufgestellt und 1897 nach Sitzberg abgegeben (Abb. 8).

Betrachtet man den schwäbischen Orgelbau der Barockzeit im Überblick, so fällt eine ganze Reihe von Eigenarten auf, die sich werkstattübergreifend hier ganz besonders manifestieren:

1. Die Sonderform von Chororgeln als Orgelpaar (Muri, Ottobern), Zwillingsorgel (Ochsenhausen, Werk auf zwei Gehäuse verteilt) und Blendorgel (ein Gehäuse ist nur Attrappe).



Abb. 10 St. Gallen-Neudorf, kath. Kirche St. Maria. Orgelbau Willisau AG, 1928, III/87.

2. Die liegenden Positive (Legorgeln), die in einer bestimmten Zeit entstanden sind.
3. Die Doppel- oder Janus-Prospekte, z. B. Kloster Wald (Aichgasser 1751).
4. Geteilte Gehäuse, die sich um ein oder gar mehrere Fenster gruppieren (Weingarten), mit Brücken- (wie Weißenau) oder Kron-Positiv (wie Obermarchtal und Irsee).
5. Die formvollendete Gestalt der Orgelgehäuse ist meist in künstlerischer Möbeltechnik wie eine Plastik ausgearbeitet und dem Inventar (Chorgestühl) integriert (Salem, Zwielfalten). Lindau, St. Stephan (Georg Martin Stein, Durlach, 1783) ist nach einer Augsburger Stichvorlage gefertigt.
6. Völlig freistehende Spieltische in gehobener Position als Prachtexemplare der Möbelkunst (Freüwiß, Gabler und Holzhey).
7. Drei- oder viermanualige Orgeln sind im übrigen süd-deutschen Raum eine Seltenheit.
8. Die streichergesättigte Klangfarbenpalette, unterlegt mit französisch timbrierten Zungenchören, konnte in dieser Ausformung (im Gegensatz zum elsässischen Silbermann-Stil) nur hier entstehen.

Vom vorindustriellen zum Maschinenzeitalter

Obwohl nach der Säkularisation viele Orgelbauer mangels auskömmlicher Aufträge aufgeben mussten, konnten sich um den Bodensee noch einige Werkstätten halten: Franz Anton Kiene (1777–1847) in Langenargen und sein

Sohn Johann Nepomuk (1812–1902) lieferten allein in die Schweiz eine stattliche Zahl neuer Orgeln mit bis zu 28 Registern; außerdem Wasserburg am Bodensee (1818, II/23), Kißlegg (1821, II/25), Sachseln/Schweiz (1834, II/28), Einsiedeln (1849, II/28). In Hindelang/Allgäu hielten sich in bescheidenen Verhältnissen die Orgelbauer Anwander – Johann Martin (1740–1798) und sein gleichnamiger Sohn (1780–1838) – mit kleinen Werken im Allgäu und Vorarlberg, von denen nur wenig erhalten ist.

In Stiefenhofen bei Oberstaufen existierte ab 1794 die Werkstatt Haaser mit Franz Anton Haaser (1763–1825), seinen Söhnen Remigius (1797–1860) und Johann Martin (1806–1843) sowie dem Enkel Fidelis (1830–1890). Ihr Arbeitsgebiet erstreckte sich vom Allgäu über Vorarlberg bis in die Nordostschweiz, etwa 40 Orgeln sind ermittelt.

Anton Braun (1776–1840) in Spaichingen begann kurz nach 1800 mit einer eigenen Werkstatt, die dann von den Neffen Joseph und Blasius Braun fortgesetzt wurde. Sein bekanntestes Werk steht in Gersau/Schweiz (1813, II/29). Eine zweite Familie Braun mit den Orgelbauern Martin (1808–1892), Johann Michael (1838–1893) und Martin Eugen (* 1872) aus Hofen bei Spaichingen war mit der ersteren verschwägert, eröffnete aber 1833 ein eigenes Geschäft, das sich zum führenden im Bodenseeraum entwickelte: Konstanz, Münster (1854, III/40) und St. Gallen, Stadtkirche (1856, III/37). Aus der Hofer Werkstatt sollen Wilhelm Schwarz (1848–1912) und Xaver Mönch

(1843–1907) hervorgegangen sein, die sich nach kurzer Kooperation 1875 wieder trennten in die nunmehr in der 4. Generation bestehende Firma Mönch und die Firma Schwarz, beide in Überlingen und im gesamten Gebiet der (badischen) Diözese Freiburg tätig. Heute ist Mönch das führende Unternehmen am Bodensee mit weitreichender Bedeutung. In Oberschwaben, das zur württembergischen Diözese Rottenburg gehört, konnten sich die Firmen Reiser (Biberach) und Späth (Ennetach) durchsetzen.

In Vorarlberg versorgte das von Anton Behmann (1850–1932), einem Pröbstl-Schüler, 1879 gegründete Unternehmen in Schwarzach den wachsenden Bedarf mit mechanischen und später pneumatischen Orgeln, musste jedoch in der Notzeit der 1920-er Jahre aufgeben. Nach dem 2. Weltkrieg setzte hier der aus dem Sudetenland vertriebene Inhaber der Firma Rieger, Josef von Glatter-Götz, den altbekannten mährisch-österreichischen Betrieb fort.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts brachten junge, vor allem bei Walcker in Ludwigsburg ausgebildete Orgelbauer die neuen technischen und klanglichen Errungenschaften der Zeit auch in die Schweiz und gründeten hier gleichwertige Orgelbaubetriebe: Johann Nepomuk Kuhn (1827–1888) ab 1864 in Männedorf, Friedrich Haas (1811–1886) und sein Nachfolger Friedrich Goll (1839–1911) in Luzern (s. Abb. 9), so dass der nordschweizerische Orgelbau, ohne seine regionale Eigenständigkeit einzubüßen, an Bedeutung gewann und seine Stärke international bis heute unter Beweis stellt. Eine der größten Orgeln mit 87 Registern baute im 20. Jahrhundert die Firma Willisau für St. Gallen-Neudorf (s. Abb. 10), stellvertretend für den Orgelbau in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sei hier die Kuhn-Organ im Dom zu St. Gallen von 1968 genannt (Abb. 11).

Zum Schluss

Im Rückblick ist festzuhalten, dass den Bodenseeklöstern Reichenau und St. Gallen in der Überlieferung des römischen Choralgesangs und bei der Einführung des Orgelspiels eine führende Rolle zukam. Die sich um den See entwickelnde Klosterlandschaft wurde zum fruchtbaren Nährboden eines reichen, regional differenzierten Orgelbaus. Die Orgeltagung in Konstanz wird den Orgelfreunden zeigen, wie abwechslungs- und erlebnisreich die Bodensee-region mit ihrem Reichtum an Orgeln ist.

Literatur (Auswahl)

- Oberschwaben, Gesicht einer Landschaft.* Hrsg. Stefan Ott. Ravensburg 1971.
- Willy Hardmeyer, *Orgelbaukunst in der Schweiz.* 1. Aufl. Zürich 1975, 4. neubearb. Aufl. o. J.
- Ulrich Höflacher, *Johann Nepomuk Holzhey, Ein ober-schwäbischer Orgelbauer.* Ravensburg 1987.
- Friedrich Jakob, *Die große Orgel der Basilika zu Weingarten, Geschichte und Restaurierung der Gabler-Organ.* Männedorf 1986.



Abb. 11 St. Gallen, Kathedrale. Orgel von Th. Kuhn, Männedorf, 1968, IV/74.

- Ders., *Die Klosterkirche Rheinau – Die Orgeln und ihre Restaurierung, Die Orgelbauerfamilie Leu aus Augsburg und ihre Werke.* Zürich und Egg 1998.
- Ders., *Der Orgelbau im Kanton Zürich.* 2 Bde., Bern und Stuttgart 1971.
- P. Gregor Klaus, *Über den Orgelbau in Vorarlberg.* In: *Acta Organologica* Bd. 8, Berlin 1974, S. 52–62.
- Klaus Könner, *Der süddeutsche Orgelprospekt des 18. Jahrhunderts, Entstehungsprozeß und künstlerische Arbeitsweisen bei der Ausstattung barocker Kirchenräume.* Tübingen 1992.
- Michael Ladenburger (Hrsg.), *Beiträge zu Orgelbau und Orgelmusik in Oberschwaben im 18. Jahrhundert.* Tutzing 1991.
- Wolfgang Manecke / Johannes Mayr, *Historische Orgeln in Oberschwaben, Der Landkreis Biberach.* Regensburg 1995.
- Johannes Mayr, *Joseph Gabler Orgelmacher.* Ochsenhausen-Weingarten 2000.
- Hermann Meyer, *Orgeln und Orgelbauer in Oberschwaben.* In: *Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben* 54, 1951, S. 213–360.
- Ders., *Karl Joseph Riepp, Der Orgelbauer von Ottobeuren.* Kassel 1938.
- Hans Nadler, *Orgelbau in Vorarlberg und Liechtenstein.* 4 Bde., Dornbirn 1985.
- Ingeborg Rücker, *Die deutsche Orgel am Oberrhein um 1500.* phil. Diss. Freiburg 1938, Freiburg 1940.
- Helmut Völkl, *Orgeln in Württemberg.* Neuhausen-Stuttgart 1986.
- Fotonachweis: Bernhard Conrads, Salem: Abb. 1–3, 5–8; Dr. Franz Lüthi, Rickenbach b. Will (Schweiz): Abb. 4, 11; Orgelbau Kuhn, Männedorf (Schweiz): Abb. 9, 10.*